

Ausgewählte Literatur:

- Bayerisches Statistisches Landesamt (Hrsg.), *Bayern in Zahlen*, München 1951, H. 11, S. 374
- dass., *Statistisches Jahrbuch für Bayern*, München 1952, S. 74
- Dittrich, E., *Die Wiedereingliederung der Flüchtlingsindustrien in die Wirtschaft der Bundesrepublik Deutschland*, in: *Vorträge des Instituts für Raumforschung*, Bd. 1, Bonn 1950, S. 12–19
- Edding, F., *Die Flüchtlinge als Belastung und Auftrieb der westdeutschen Wirtschaft*, Kieler Studien, H. 12, Kiel 1952, S. 20
- Gesch; H.D., *Die Bayerische Wirtschaft in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg*, München 1969, S. 218
- Maier, J., *Bodenschatz, Th., Der Beitrag der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen für die Entwicklung der Wirtschaft im Landkreis Bayreuth*, Bayreuth 1986

- Maier, J., Weber, J. u.a., *Der Beitrag der Flüchtlingsindustrie für die Entwicklung der Wirtschaft in der Stadt Bayreuth*, Bayreuth 1987
- Maier, J., Tullio, G., *Die soziale und wirtschaftliche Eingliederung von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen in Bayern*, Forschungsprojekt im Auftrag des Bayer. Staatsministeriums für Arbeit, Familie und Sozialordnung, Bayreuth-München 1990
- Statistisches Amt des Vereinigten Wirtschaftsgebietes (Hrsg.), *Statistische Berichte vom 23.8.1950*, S. 2 u. 9
- versch. Verf., *Die Entwicklung Bayerns durch die Integration der Vertriebenen und Flüchtlinge*, Bayer. Staatsministerium für Arbeit, Familie und Sozialordnung, München 1992
- Waidlein, A., *Flüchtlinge und Heimatvertriebene im Landkreis Bad Kissingen. Eine Dokumentation über die Aufnahme, Eingliederung und Wirken der Heimatvertriebenen im Landkreis Bad Kissingen*, Bad Kissingen 1988

Rudolf Grulich

Zur kirchlichen Integration der Vertriebenen in Franken

Einleitung

Im sechsten Jahrzehnt nach der Vertreibung von fast 15 Millionen Deutschen aus Mittel-, Ostmittel-, Ost- und Südosteuropa wird viel über die Aufnahme und Integration dieser Menschen im zerstörten Restdeutschland geforscht, wobei relativ wenig über die Rolle der Kirche gesagt wird. So fehlt auch in der Ausstellung „Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern“ des Hauses der bayerischen Geschichte im Millenniumsjahr 2000 der kirchlich-religiöse Aspekt.¹⁾ Es gibt aber einige Ansätze.

Im Gegensatz zu den Beiträgen der ersten Nachkriegsjahrzehnte über die religiöse Lage der Vertriebenen, die historisch, volkskundlich oder statistisch motiviert, aber doch immer von der Erlebnisgeneration geprägt waren, melden sich erst heute auch jüngere Wissenschaftler zu Wort. Für das Bistum

Münster haben Michael Hirschfeld und Markus Trautmann den Sammelband erstellt „Geliebter Glaube – Hoffen auf Heimat. Katholische Vertriebene im Bistum Münster.“²⁾ Hirschfeld hat in seiner Dissertation „Katholisches Milieu und Vertriebene. Eine Fallstudie am Beispiel des Oldenburger Landes 1945–1965“ die Situation in einer norddeutschen Diözese aufgezeigt.³⁾ Weitere Arbeiten jüngerer Autoren liegen gedruckt für Norddeutschland, aber auch für die Diözese Rottenburg vor,⁴⁾ während dies leider für die Arbeit von Martin Kastler über die Diözese Eichstätt noch nicht gilt.⁵⁾ Aus den Reihen der Priester der Erlebnisgeneration haben für die Vertriebenen im rechtsrheinischen Teil des Bistums Mainz (also der US-Zone) der verstorbene Pfarrer Anton Rawitzer⁶⁾, für das Bistum Rottenburg Domkapitular Johannes Barth das Thema behandelt,⁷⁾ wie man es sich für die fränkischen Diözesen wünschte.

Und damit sind wir bei Franken, auch wenn die Bischofsstadt Eichstätt heute zu Oberbayern gehört. Man muß dem Frankenbund für dieses Seminar hier in Schney danken, gerade auch, dass er das Thema der kirchlichen Integration einbezieht. Wie wenig sonst dieses Thema die offizielle kirchliche Öffentlichkeit Frankens interessiert, zeigt ein Blick in das „Gotteslob“ der Erzdiözese Bamberg. Wie die meisten deutschen Bistümer bringt der Diözesanteil eine kurze Bistumsgeschichte, die für das Erzbistum Bamberg zur Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg nur feststellt, dass „bis nach dem Ersten Weltkrieg vorwiegend in den Städten Schwerpunkte gesetzt wurden“ und daß dann „seit dem Zweiten Weltkrieg auch das flache Land im Norden und Süden des Erzbistums durch ein dichtes Netz von Seelsorgezentren überspannt“ wurde.⁸⁾ Warum und woher die dafür notwendigen mehr als 200.000 neuen Gläubigen kamen, daß sie Heimatvertriebene waren, wird nicht gesagt. Eine Dokumentation über Kirchenneubauten in der Erzdiözese Bamberg zwischen 1948 und 1968 nennt zwar 198 Kirchen, aber nicht, warum sie nötig waren.⁹⁾

Als 1959 die drei Bände erschienen „Die Vertriebenen in Westdeutschland“¹⁰⁾, enthielt der Band III auch Beiträge, die als Grundlage für unser Thema dienen können. Es sind dies zunächst die Studie von Walter Menges „Wandel und Auflösung von Konfessionszonen“ (S.1–22), dann die Beiträge von Pastor Friedrich Spiegel-Schmidt „Religiöse Wandlungen und Probleme im evangelischen Bereich“ (S. 23–91) und das katholische Gegenstück dazu von Prälat Prof. Dr. Adolf Kindermann (S. 92–158)

Das dort gebotene Material bietet auch Beispiele für Franken, doch wird meist nur pauschal auf Bayern eingegangen. Das gilt auch von statistischen Werken über die Vertriebenen wie den Arbeiten von Alfred Bohmann und Günter Reichling¹¹⁾, die wir heranziehen müssen, wenn wir die Herkunft der Vertriebenen und ihre konfessionelle Zugehörigkeit analysieren wollen.

Probleme einer genauen Darstellung der kirchlichen Integration der Vertriebenen in Franken entstehen auch dadurch, dass das Thema eigentlich ein ökumenisches Thema

ist: Mir liegen aber viel mehr konkrete Angaben für die katholische Kirche als für die evangelische vor. Die meisten Vertriebenen in Franken kamen aus dem Sudetenland, das bis zur Vertreibung zu über 90% katholisch war. Viele von ihnen gelangten in mehrheitlich evangelische Gebiete, aber es gab auch gegenteilige Fälle, dass sich z. B. evangelische Niederschlesier in katholischen Gebieten fanden. Im Sudetenland gab es auch das altkatholische Bistum Warnsdorf, dessen ausgesiedelte Gläubige als Minderheit die Diasporasituation bereits in der alten Heimat kannten.¹²⁾

Ich werde mich auf die Situation der katholischen Vertriebenen beschränken, da ich seit 1946 als Kind die Diasporasituation der Sudetendeutschen im oberfränkischen Creußen hautnah miterlebte, hoffe aber in nächster Zeit auch Material über protestantische Vertriebene vorlegen zu können.

Zu dieser Einleitung seien noch weitere Vorbemerkungen erlaubt:

Die derzeitige deutsche Parteienpolitik hat es mit sich gebracht, dass Bayern als das Land gilt, das seine Vertriebenen besonders schätzt und fördert. Das war nicht immer der Fall, wie eine englische Studie aus dem Jahre 1948 zeigt, in der Bayern schlecht abschneidet. Der englische Professor Mac Cartney hatte für die Militärregierung einen Bericht erstellt, in dem es heißt: „Es ist eine allgemein anerkannte Tatsache, dass von den drei Ländern in der US-Zone die Lage der Flüchtlinge in Hessen am besten ist, am schlechtesten in Bayern, während Württemberg-Baden zwischen beiden, jedoch näher zu Hessen steht“¹³⁾.

Wenn im Jahr 2004 das 50-jährige Jubiläum der Übernahme der Schirmherrschaft über die Sudetendeutschen durch den Freistaat Bayern gefeiert wird, muss auch daran erinnert werden, dass es 1954 eine von einem SPD-Ministerpräsidenten geführte Bayrische Staatsregierung war, die diese Schirmherrschaft übernahm.

Als letzte Vorbemerkung sei gebracht, dass die meisten Zahlenangaben, die wir haben, pauschal für Bayern und für seine Regierungsbezirke gelten, von kirchlicher Seite für die Diözesen. Nun decken sich in Bayern we-

der katholische Bistümer noch evangelische Jurisdiktionsbezirke der Regionalbischöfe mit den Regierungsbezirken. Zwar haben wir drei fränkische Diözesen, aber Teile Oberfrankens gehören zum Bistum Regensburg, während sich die Diözese Eichstätt auch auf oberbayerisches und oberpfälzisches Gebiet erstreckt. Das Dekanat Auerbach gehört zum Erzbistum Bamberg, liegt aber teilweise in der Oberpfalz. So sind manche Zahlen, die ich anführen werde, nicht immer mit Franken völlig identisch.

Bestandsaufnahme und Ausgangslage

Im Jahre 1950 hatte Bayern 9,184 Millionen Einwohner, von denen 1,937 Millionen Heimatvertriebene waren. 71% der Heimatvertriebenen waren katholisch. Die meisten kamen als Sudetendeutsche aus Böhmen und Mähren-Schlesien, nämlich fast eine Million.

Die übrigen waren Vertriebene aus Schlesien, Ostpreußen, Pommern und Westpreußen, Ungarn, Jugoslawien, Rumänien und aus der Sowjetunion. Während die Oberschlesier und Donauschwaben (aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien) meist katholisch waren, hatten die Niederschlesier und die übrigen Deutschen jenseits von Oder und Neisse eine deutliche evangelische Mehrheit.

Leider lassen sich diese Verhältnisse nicht ganz auf die nach Bayern Ausgesiedelten übertragen, da die regionalen Unterschiede in den alten Heimatbezirken dabei nicht berücksichtigt werden.

Im Bewusstsein einer immer mehr säkularisierten Öffentlichkeit ist heute nicht mehr präsent, dass die Vertreibung von 15 Millionen Deutschen in Europa, Deutschland, Bayern und Franken zu den größten konfessionellen Veränderungen seit der Reformation bzw. Gegenreformation führte. In Europa, weil der Protestantismus jenseits von Oder und Neisse fast ganz verschwand, in Deutschland, weil das Einströmen von Millionen Andersgläubiger die alten geschlossenen Konfessionen auflöste. In Bayern gab es vor dem Zweiten Weltkrieg bei 7.266 politischen Gemeinden noch 1.424 rein katholische und 140 rein evangelische Gemeinden. 56 Stadt- bzw. Landkreise waren zu über 95% katho-

lisch, vier ebenso evangelisch. 1950 gab es nur noch einen einzigen Kreis mit über 95% Katholiken.

In den drei fränkischen Regierungsbezirken existierten in Oberfranken im Jahre 1939 insgesamt 111 einheitlich katholische und 48 rein evangelische Gemeinden. 1946 blieb eine einzige einheitlich katholische Gemeinde übrig, aber keine protestantische. In Mittelfranken wurden alle 63 konfessionell katholisch einheitlichen und 86 rein evangelischen politischen Gemeinden so durchmischt, dass es 1946 nur noch zwei katholische einheitliche Gemeinden waren.

Interessant ist das Beispiel Unterfranken:

Hier bestanden 1939 noch 127 einheitliche katholische und nur vier einheitliche evangelische Gemeinden. 1946 gab es noch zwei katholische, deren Zahl aber bis 1950 wieder auf sechs stieg¹⁴.

Dafür und für andere konfessionelle Veränderungen gibt es zwei Gründe: Mit der Gründung der Bundesrepublik kam es noch Ende 1949 zu einer durch die „Verordnung über die Umsiedlung von Heimatvertriebenen aus den Ländern Bayern, Niedersachsen und Schleswig-Holstein“ gesetzlich geregelten Binnenwanderung aus den überbelegten Bundesländern vor allem nach Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz, wo die Franzosen in ihrer Besatzungszone keine Vertriebenen nach dem Krieg aufgenommen hatten. Aus Bayern wanderten damals 110.133 Vertriebene nach Baden-Württemberg ab. Hinzu kam, dass damals die Religiosität noch so ausgeprägt war, dass Heimatvertriebene die neue Diaspora bereitwilliger verließen, wenn sie in Mehrheitsgebiete ihrer Konfession abwandern konnten. Manchmal wurden auch die neuen Zahlenverhältnisse zwischen den Konfessionen erneut verändert, wenn Betriebe stillgelegt werden mussten und dadurch die Menschen abwanderten. Es gibt Fälle, daß damals in den 50er Jahren für neue Gemeinden bereits Kirchen gebaut worden waren, die nun wegen der Abwanderung leer standen.

Mit diesen Faktoren sind auch Veränderungen der Zahlen katholischer Vertriebener in den drei fränkischen Bistümern erklärbar:

So sank die Zahl der katholischen Vertriebenen im Erzbistum Bamberg zwischen 1949 und 1954 von 210.000 auf 203.000, im Bistum Würzburg von 130.000 auf 106.000, während sie im Bistum Eichstätt von 95.000 auf 102.000 stieg.

Wir müssen also allein von über 400.000 katholischen Vertriebenen in Franken ausgehen.

Über die Zahl der vertriebenen katholischen Priester haben wir durch die vom Priesterreferat in Königstein herausgegebenen ostdeutschen Priesterverzeichnisse genaue Angaben.¹⁵⁾

Das Erzbistum Bamberg nahm 96 vertriebene Weltpriester und 16 Ordenspriester auf, Würzburg 82 bzw. 6 und Eichstätt 89 Welt- bzw. 16 Ordenspriester.

Die hohe Zahl im kleinen Bistum Eichstätt überrascht, rührt aber daher, dass dort der aus Leitmeritz stammende Domkapitular Georg Zischek von Bischof Michael Rackl beauftragt wurde, vertriebene Priester aus dem Sudetenland ins Bistum zu holen.

Wie bei der Gläubigenzahl überwogen auch bei den Priestern die Sudetendeutschen, gefolgt von den Schlesiern:

Bamberg zählte 48 sudetendeutsche Priester und 23 Schlesier, Würzburg 43 sudetendeutsche Priester und 17 Schlesier und Eichstätt 55 sudetendeutsche Priester und 10 Schlesier.

Die Aufnahme

Weder die Priester der Vertriebenen noch die Kirchen der Aufnahmegebiete waren auf die neue Situation vorbereitet. Man stand „vor einer unvorhergesehenen Situation. Wie will man diese vielen Tausende heimatvertriebener Katholiken seelsorglich betreuen, wenn weit und breit keine katholische Kirche vorhanden ist und auch die nötigen Priester fehlen? Außerdem waren sich die Vertriebenen selber fremd. Ich will hier nicht verhehlen, daß man den vertriebenen Katholiken aus dem Sudetenland reserviert gegenüberstand. In Unkenntnis der Folgen des Josephinismus nach 1780 und der ‚Los-von-Rom-Bewegung‘ um das Jahr 1900 nannte man sie gelegentlich

böhmisch-katholisch statt römisch-katholisch. Man sagte ihnen deshalb Unkirchlichkeit und Gleichgültigkeit im Glauben nach und meinte damit, daß an diesem Zustand die Priester aus dem Sudetenland eine nicht unwesentliche Mitschuld hätten, ein Vorurteil, das sich nur langsam korrigieren ließ. Und nun stand die Frage der Seelsorge an den Flüchtlingen an. Da also ein gewisses Mißtrauen vorhanden war, meinte die Bistumsleitung anfangs, daß die Seelsorge in den Diasporapfarreien allein und mit eigenen Diözesankräften bewältigt werden könne. Da aber die Zahl der Neuankömmlinge immer größer wurde, war es bald klar, daß heimatvertriebene Priester, und insbesondere solche aus dem Sudetenland gebraucht wurden.“¹⁶⁾

Diese Feststellungen des Flüchtlingspfarrers Anton Rawitzer gelten auch für die Situation in Franken. Sicher war es für die fränkischen Bischöfe nicht leicht, fremde Priester aufzunehmen und ohne sie zu kennen mit einer Seelsorgestelle zu betrauen. Priester wurden wie andere Vertriebene von den Behörden in Wohnräume eingewiesen, als Gottesdiensträume dienten anfangs hauptsächlich evangelische Kirchen, Säle in Schulen, Gasthäusern oder Baracken der US-Armee. Die Aufnahme erfolgte nicht immer so reibungslos, wie es später gerne Gedenkbände und Jubiläumsschriften von Landkreisen und Gemeinden darstellen. Das Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien in Königstein hat mehrere hundert Berichte von vertriebenen sudetendeutschen Priestern über die Jahre 1945 und 1946 gesammelt, die uns Aufschluss geben.¹⁷⁾

So schreibt der letzte deutsche Pfarrer von Altsattl im Egerland, Josef Seitz, der am 15. August 1946 ausgesiedelt wurde:

„Nach 8 Leidenstagen im Sammellager zu Neusattl ging es per Viehwaggon in das gelobte Land Bayern. Wir wurden in die Lagerbaracken bei Bindlach über Bayreuth hineingepfercht. Weil die kirchliche Leitstelle in München uns angewiesen hatte, ja nicht auf eigene Faust weiterzufahren, sondern abzuwarten, bis man uns in einen anderen Ort zugeteilt hätte, um die Registrierkarte zu erhalten, blieb ich volle 7 Wochen in diesem Lager. Es war eine Hungerkur, so daß von mir

nur noch Haut und Knochen übrig blieb. Jeden Tag hieß es: „Morgen werden wir eingeteilt.“ Aber immer war es nichts.

Endlich schlug die Einteilungsstunde und man teilte uns dem Ort Benk zu, etwa 2 km von Bindlach entfernt. Der Chauffeur warf unser Gepäck auf die schmutzige Dorfstraße und fuhr davon. Dort standen wir nun von Mittag bis früh in die Nacht, denn der Bauer, der uns aufnehmen sollte, ließ uns nicht in seinen Hof hinein, auch als wir den Gemeindediener und Bürgermeister holten. Zu allem Unglück fing es auch noch zu regnen an. Als wir versuchten, mit Gewalt in den Hof einzudringen, ging der Besitzer mit der Mistgabel auf uns los und vertrieb uns. Nicht einmal eine Mutter mit einem kleinen Kind wollte er über Nacht dort lassen. Nur so weit ließ er sich herbei, dass wir unser Gepäck in seiner Scheune unterbringen konnten. Wir aber bekamen im Gasthaus einen kleinen Raum angewiesen. Fünf Personen konnten liegen, zwei mußten die Nacht durch sitzen. Am nächsten Tag ließen wir unser Gepäck wieder ins Lager zurück-schaffen. Jetzt verweigerte uns wieder der Lagerleiter den Eintritt. Wir seien abgemeldet und somit könne er uns nicht mehr hineinlassen. Erst als ich ihm erklärt hatte, wir würden uns mit dem Gepäck mitten auf die Straße setzen und jeden Verkehr behindern, erst dann wurden wir wieder gnädigst in das Hungerlager hineingelassen. Am nächsten Tag setzte ich mich ohne Registrierschein und ohne Lebensmittelkarte auf die Bahn und kam spät in der Nacht in Würzburg an. Der Herr Generalvikar hatte keinen Platz für mich, obwohl ich ihm erklärte, ich sei am Ende meiner Kräfte und für das Weitere nicht mehr verantwortlich. Also setzte ich mich wieder auf die Bahn und fuhr nach Eichstätt. Wieder Ankunft in tiefster Nacht. Ich wurde im Kapuziner-Kloster gütig aufgenommen. Auch von H. Generalvikar und auch besonders vom H. Diözesanflüchtlingsseelsorger Domkapitular Zischek wurde ich gütig und liebevoll empfangen und mir Eschenfelden als Seelsorgestelle zugeteilt. Ich holte mein Gepäck von Bindlach ab und fuhr mit Lastauto nach Eschenfelden. Hier wurde mir genauso der gleiche Empfang zuteil wie in Benk, nur fehlte diesmal die Mistgabel. Wieder wurde mein

Gepäck auf die schmutzige Straße geworfen und wieder saß ich vor der geschlossenen Haustür von Mittag bis zur sternfinstern Nacht. Die Besitzerin des Gutshofs war absichtlich in den Wald gegangen und dort bis zur Nacht geblieben, in der Hoffnung, dass wir von selber wieder fortgehen würden. Wir einigten uns gütlich und so endete meine Odyssee durch Bayern“.

Der ehemalige Pfarrer von Donawitz berichtet:

„Nach einem 10tägigen Aufenthalt im Lager Furth i. W. fand ich sehr freundliche Aufnahme durch den damaligen Generalvikar und späteren Bischof Dr. Josef Schröffler in der Diözese Eichstätt. Seine Worte wirkten nach all den Drangsalen der vergangenen zwei Jahre in der verlorenen Heimat wie Balsam auf das wunde Herz.“

Der Pfarrer von Hohenzettlisch stellt fest:

„Aufnahme im Reich war hilfreich, freundlich und entgegenkommend.“

Der Pfarrer von Wusleben weiß zu melden:

„In Bayern ging es mit den alten Eltern von Lager zu Lager. Anfangs November 1945 endlich fanden wir in einem Dörfchen südlich von Hersbruck Unterkunft und Heim. Die Aufnahme bei einer evangelischen Familie war freundlich und entgegenkommend. Ebenfalls erbauend war die Aufnahme in der Diözese vonseiten des Hw. Ordinariats Eichstätt, wohin ich mich allerdings erst gewandt hatte, nachdem die Aufnahme oder wenigstens der Briefwechsel hierüber bei 2 anderen Ordinariaten ergebnislos schien.“

Religiöse und kirchliche Probleme

Kamen die Vertriebenen in Gebiete ihrer Konfession, so hatten sie zumindest Kirchen und Seelsorger, wenn sie oft auch anderen Riten und Gebräuchen begegneten, anderen Liedern und Gebeten. Schwierig war es, wenn man in das Gebiet der anderen Konfession kam. Zwar wurden oft evangelische Gotteshäuser den neuen katholischen Gemeinden zur Verfügung gestellt, doch war es schwierig, eine günstige Gottesdienstzeit zu finden. Probleme brachte auch die Grundaus-

stattung der neuen Seelsorgestellen: Altarisch, Messgewänder, liturgische Geräte. Es fehlten Gesangbücher und Noten, so dass die Liedtexte notdürftig selber hergestellt wurden. Es gab kein einheitliches Gesangbuch. Die Vertriebenen kamen aus verschiedenen Diözesen und Kirchenprovinzen, so dass die Kirchenlieder, die man auswendig kannte, keinen einheitlichen Text oder Melodie hatten. Eine wichtige Frage für Katholiken war die Wochentagsmesse, da die evangelische Kirche nur am Sonntag zur Verfügung stand. So zelebrierte der Vertriebenenpriester oft in seinem Wohnraum. Prozessionen wie an Fronleichnam oder Maiandachten waren kaum möglich. Es kam zu einer Verarmung des religiösen Lebens. In der Diaspora hatten die Priester weite Gebiete zu betreuen. Als Rucksackpriester zogen sie zunächst zu Fuß, später mit dem Fahrrad oder Motorrad von Dorf zu Dorf, von Lager zu Lager.

Aus Sparneck haben wir dazu den Bericht, den der dortige aus Hotzenplotz im Ostsudentenland vertriebene Pfarrer Franz Blaschke in den ersten Rundbriefen an seine ebenfalls vertriebenen und nun in ganz Deutschland zerstreuten ehemaligen Pfarrkinder gab:

„Wie es mir geht, soll ich Euch schreiben. Ich habe die katholischen heimatlosen Glemkauer, Deutsch-Brodeker, Jägerndorfer, Fulneker, Egerländer und Deutsch-Ungarn in 3 ganz protestantischen Kirch- und 9 Schulgemeinden seelsorgerlich zu betreuen. Ich muß viel laufen, da die Gemeinden und Schulen 4 und 8 Kilometer weit entfernt sind. In Sparneck halte ich in der Friedhofkapelle regelmäßig Gottesdienst, in den zwei weiteren Kirchen abwechselnd jeden Sonntag nachmittags. Daß ich mich um meine neuen Pfarrkinder auch sonst kümmere und bei den Ämtern und kirchlichen Stellen um Hilfe bitte, ist selbstverständlich. Die kirchlichen Geräte muß ich mir nach und nach zusammenbetteln, ebenso den Hausrat für die 2 ausgeräumten kleinen Zimmerln. Kochherd habe ich noch keinen. Fr. Pepi hat in ihrem Zimmer noch keinen Ofen. Es geht mir also um nichts besser als vielen von Euch. Aber ich klage nicht, weil meine alten und neuen Pfarrkinder und auch die einheimischen Protestanten mich achten und gut sind zu uns. Zu den 300 Pfarr-

*kindern in den Winterlagern in Hof fahre ich alle Monate einmal, solange sie dort beisammen sind. In die anderen Gegenden werde ich wohl erst kommen können, bis das Wetter es zuläßt“.*¹⁸⁾

Im nächsten Rundbrief schreibt er:

*„Wie es mir geht, fragen alle. Die Antwort ist sehr einfach: Laufend – weil ich auswärtige Kirchen und 7 Schulen (bis 9 km weit) zu belaufen habe; immer beweglich; damit ich nicht wieder a wenk fette ansetzte; und „mit Dampf“, – oder auch ohne, je nachdem ... na Ihr wißt schon! Zu tun habe ich schon genug; fast mehr wie in Hotzenplotz. Ich brauche mich jetzt ja nicht nur auf die Schule und den Gottesdienst zu beschränken, sondern kann mich auch sonst um die Nöte meiner jetzigen Pfarrkinder kümmern, wie es wir Priester ja tun sollen. Und so helfe ich, wo und wie ich kann. Das macht viel Schreibereien und Laufereien und oft auch genug Ärger. So ist es mir gelungen, durch die Caritas zu Weihnachten eine ganz schöne „Bescherung“ zu machen: Brauchbares für die Erwachsenen und Backwerk und Spielzeug für die Kinder. Und schon bereite ich eine Ausspeisung für schwache Kinder und kränkliche Erwachsene vor (auf 4 Wochen). Im Frühjahr kommen dann die schwächlichen Kinder in ein Erholungsheim.“*¹⁹⁾

Aus diesen Zeilen sieht man auch, daß die Vertriebenenpriester nicht nur für die Seelen sorgten, sondern auch leiblich. Sie waren Caritas- und Sozialapostel. Hören wir weiter Pfarrer Blaschke:

„Ich schreibe Euch das nicht, als ob ich mich prahlen wollte, sondern damit Ihr wißt, daß sich die Caritas um uns Ausgewiesene kümmert und uns nach Kräften hilft. Aber es muß jemand in Orte und in der Pfarrgemeinde sein, der sich um die Bedürftigen kümmert und mit der Pfarrcaritas in ständiger Fühlung ist. Von alleine wird nichts. Helft Euren Seelsorger in der Caritasarbeit, er kann einfach meist nicht alles überblicken. Ihr Ausgewiesenen und Heimatlosen sollt da selbst zugreifen: Wählt oder bestimmt Euch eine Vertrauensperson für Euren Ort; diese schickt zum Pfarrer, damit sie sich vorstellt und sagt, sie möchte gerne in der Caritas mithelfen für

ihren Wohnort, ob es dem Pfarrer recht wäre. Er soll ihr sagen, was sie tun soll. Und so wird sich dann selber alles finden. Nur anfangen müßt Ihr!! – Dieselbe Sache ist jetzt mit den Flüchtlingsausschüssen: Wartet nicht, bis die Gemeinde Leute bestimmt, die dann gewöhnlich niemandem weh tun, d. h. nichts machen; jetzt ist es Sache der politischen Parteien, die Flüchtlingsausschüsse zu bilden! Setzt Euch also auch da ehstens in Verbindung mit dem Ortsvertrauensmann der CSU und eventuell auch der anderen Parteien, damit Ihr nicht wieder daneben kommt! Übrigens wird Euch auch da der Priester beraten können. – Und wo es nicht gehen will, von dort schreibt mir, vielleicht kann ich hintenrum etwas tun!

Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn ich bald und recht viel von den neuen Caritashelfern und Helferinnen hören würde“.

Das Echo war groß, wie wir aus seinen weiteren Rundbriefen wissen, die übrigens für die Zeit bis 1970 auch alle in einem Reprint-Band erschienen sind. Aus solchen bescheidenen Pfarr- oder Dekanatsbriefen entstanden später Heimatblätter, die als Vertriebenenzeitschriften bis heute existieren und zumindestens für das Sudetendeutschtum auch bibliographisch erfaßt sind.²⁰⁾

Viel länger als man glaubt, waren die Heimatvertriebenen der Meinung, in die alte Heimat zurückkehren zu können.

„Getragen von dieser trügerischen Hoffnung versuchte man zurechtzukommen. Auf die Dauer traten nun die negativen Erscheinungen zutage: Der Sonntagsgottesdienst in den evangelischen Kirchen war meist zu ungünstigen Zeiten. Ein Gottesbeginn um 8.00 Uhr oder früher zeitigte bald Ermüdungsercheinungen. Feierlicher Gottesdienst in der Hochform, Hochamt mit Weihrauch, war nicht möglich. Ohne Tabernakel litt die eucharistische Frömmigkeit und private Anbetung. Ein Kirchenbesuch an den Wochentagen mußte ausfallen, die Mitfeier der Wochentagsmesse in der Wohnung des Pfarrers war nur beschränkt möglich. Außerdem mußte auch auf die übrigen nichtkatholischen Hausbewohner Rücksicht genommen werden. Requiemessen konnten nur an Sonntagen als Gedächtnismessen gefeiert werden. Nachmit-

tagsandachten, gemeinsames Rosenkranzgebet waren kaum oder nur selten möglich. Der Erstkommunionunterricht konnte nur in der Schule sein, Jugendarbeit in kircheneigenen Räumen war unmöglich. Kindern konnte man die Bedeutung eines katholischen Gotteshauses nur sagen, aber eingeübt konnte nichts werden. Damit ging auch eine Entfremdung zur Kirche einher.“

schreibt Pfarrer Rawitzer, der seit 1946 in der hessischen Diaspora tätig war.

„Ohne Beichtstuhl muß auch die Beichtpraxis nahezu einschlafen. Beichtzeiten waren nur begrenzt vor dem Gottesdienst möglich. Die feierliche Taufe haben die Gläubigen nicht mehr kennengelernt, weil es gewöhnlich nur eine Haustaufe sein konnte. Nach dem Sonntagsgottesdienst war eine Taufe in der Kirche nicht durchführbar, weil ja nachher der evangelische Gottesdienst stattfand. Die Feier der kirchlichen Hochfeste an den Wochentagen geriet außer Übung. Die Fronleichnamfeier war ohne eigene Kirche unmöglich. Gerade an einem solchen Feste, an dem sich die Gläubigen als Gemeinde erleben können, musste man viele Kilometer entfernt zurücklegen, um dort als Fremder „auch“ dabei zu sein.

Schwierigkeiten gab es bald mit den kirchlichen Trauungen. Waren beide Partner katholisch, war die feierliche Trauung im evangelischen Gotteshaus möglich. Anders war es, wenn es zu einer konfessionell gemischten Ehe kam. Wollte sich nun das Brautpaar katholisch trauen lassen, mußte das in der Wohnung des Pfarrers oder günstigen Falles in der winzigen Hauskapelle geschehen. Sollte es feierlich sein, dann mußte das katholisch-evangelische Brautpaar den weiten Weg in die bei uns 15 km entfernte katholische Pfarrkirche ... machen, was bei den damaligen schlechten Verkehrsbedingungen recht umständlich war. Eine evangelische Trauung war daher bequemer und feierlicher und es konnte daran die gesamte Verwandtschaft teilnehmen.

Für die Vertriebenen in der Diaspora bedeutete es auch eine Verarmung, daß sie die gewohnten Formen des kirchlichen Lebens und Brauchtums missen mußten“.²¹⁾

Die Antwort der Hierarchie

Mit den Vertriebenen kamen auch Tausende von Priestern in das zerstörte Deutschland. Für sie wurde bereits 1945 als Auffangstelle in München die Kirchliche Hilfsstelle für Vertriebene eingerichtet, dann 1946 auch das Priesterreferat in Königstein, aus dem sich bald die Königsteiner Anstalten mit Priesterseminar, Hochschule, Gymnasium, Konvikt und anderen Einrichtungen entwickelten. Zentrale Aufgabe der ersten Vertriebenenseelsorge war neben der caritativen Hilfe, der Sorge um das Überleben, der Suche und dem Finden der versprengten Überlebenden, die geistliche Dimension: Hilfe zur Bewältigung des Vertreibungsschicksals aus dem Glauben zu geben. Dies hob auch Papst Pius XII. hervor, als er am 24. Juni 1946 den vertriebenen Bischof Maximilian Kaller von Ermland zum Vertriebenenbischof bestellte. Er trug den Titel: Päpstlicher Sonderbeauftragter für die heimatvertriebenen Deutschen. Nach seinem frühen Tode am 7. Juli 1947 hatten folgende deutsche Prälaten dieses Amt bis heute mit unterschiedlichen Titeln inne:

- 1947 Kardinal Josef Frings (Köln)
Hoher Protektor des gesamten Flüchtlingsproblems
- 1947 Bischof Ferdinand Dirichs (Limburg)
Päpstlicher Beauftragter für die Seelsorge von Heimatvertriebenen
- 1948 Prälat nullius Dr. Franz Hartz (Schneidemühl)
Beauftragter für die Vertriebenen-seelsorge
- 1953 Bischof Dr. Julius Döpfner (Würzburg)
- 1957 Bischof Heinrich Maria Janssen (Hildesheim)
Beauftragter für die Vertriebenen- und Flüchtlingsseelsorge
- seit 1983 Weihbischof Gerhard Pieschl (Limburg)
Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Katholische Flüchtlings-, Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge.

Die wie Bischof Kaller vertriebenen Ordinarier aus den Gebieten jenseits von Oder und Neisse behielten zunächst ihre Jurisdik-

tion über ihre vertriebenen Priester und Gläubigen. Nach der Neuordnung der Diözesen in Ostdeutschland 1972 durch den Vatikan erhielten sie den Titel Apostolischer bzw. Kanonischer Visitor. Für andere landsmannschaftliche Gruppen wurden „für die Seelsorge Beauftragte“ oder „Sprecher der Katholiken aus der Volksgruppe der...“ von der Deutschen Bischofskonferenz ernannt.²¹

So war die religiöse Integration der Vertriebenen auch ein „Aufbruch aus dem Glauben“, wie eine Dokumentation über die katholischen Heimatvertriebenen den Neuanfang im Deutschland der Nachkriegszeit, der bereits Ende 1945 eingeleitet wurde, nennt.²¹ „Nicht ist Anruf Gottes“ besagt ein anderer Titel, der als Festschrift für Pater Paulus Sladek OSA entstand, den wohl bedeutendsten Theologen des Vertreibungsschicksals.²⁴

Der 1908 im überwiegend tschechischen Ort Trebnitz bei Lobositz geborene Fritz Sladek war 1926 in Prag bei den Augustinern eingetreten und hatte dort den Ordensnamen Paulus erhalten. 1931 wurde er zum Priester geweiht, 1933 wurde er an der Deutschen Universität zu Prag zum Doktor der Theologie promoviert. Als Assistent und Lehrbeauftragter für Dogmatik, als Akademischer Prediger in der Salvatorkirche und Geistlicher Beirat des Bundes Staffelstein machte sich Pater Paulus früh einen Namen. Da er schon bald mit der Gestapo Schwierigkeiten bekam, meldete er sich zur Wehrmacht und erlebte in einer Sanitätskompanie den Zweiten Weltkrieg in der Ukraine, Rumänien und Polen.

Mitte 1945 gelangte er nach kurzer Gefangenschaft nach Bayern und fand Arbeit als Geistlicher Leiter bei der Kirchlichen Hilfsstelle in München. Obwohl P. Paulus als Augustiner auch nach dem Krieg stets die Gemeinschaft mit seinen Ordensmitbrüdern lebte und in Stuttgart-Sillenbuch und in Zwiessel Klöster seines Ordens aufbaute, ist doch seine größte Leistung die als Priester, Theologe und Organisator der Flüchtlings- und Vertriebenenseelsorge.

Es galt nach Kriegsende, die vertriebenen Priester zu erfassen, sie materiell zu betreuen, sie in der Seelsorge für die Vertriebenen effektiv einzusetzen und vor allem im kirch-

lichen Bereich bei den Einheimischen Verständnis und Unterstützung für die Vertriebenen zu gewinnen.

P. Paulus regte die Bestellung von Flüchtlingsseelsorgern an und die Abhaltung von Tagungen, Schulungen und Weiterbildungsseminaren für die Vertriebenenseelsorge, er organisierte die ersten Vertriebenenwallfahrten und predigte dabei selbst. Seine Artikel, Memoranden und Predigtskizzen haben nicht nur Anregungen gebracht, sondern viel bewegt und sind bis heute Grundlage einer noch nicht geschriebenen Theologie der Vertriebenenseelsorge.

Von ihm stammt das „Sühne- und Gelöbnisgebet“, das seit 1946 bei vielen Gottesdiensten und Wallfahrten der Vertriebenen auch in Franken gesprochen wurde und das bereits vorwegnimmt, was später die Eichstätter Erklärung 1949 und die Charta der Vertriebenen 1950 ausdrückten: „Gedanken der Rache und der Vergeltung sollen nicht Macht gewinnen über unsere Herzen.“

Hand in Hand damit ging sein Bemühen, eine neue Nachbarschaft mit den Völkern des Ostens aufzubauen.

„Tröstet, tröstet mein Volk!“ Diese Worte des alttestamentlichen Propheten nach der Verschleppung des Volkes Israel in die Babylonische Gefangenschaft standen über dem Wirken jener Heimatpriester, die zu Tausenden mit ihren Gläubigen das Schicksal der Vertreibung trugen.

Deshalb sei außer P. Paulus Sladek der sudetendeutsche Volksmissionar und Redemptorist P. Augustin Reimann genannt, der 1899 in Deutsch-Wernersdorf im Kreis Braunau geboren war, im Krieg die Nazi-Gefängnisse in Eger und Karlsbad erlebte und nach 25 Jahren fruchtbaren Wirkens in Volksmission und Vertriebenenseelsorge 1970 in Würzburg starb. Immer noch bewegend ist sein Büchlein „Auf den Straßen der Vertriebenen“. Er verstand es, zu trösten und Not zu lindern, indem er seinen Landsleuten von Gerechtigkeit und Liebe in der Vertriebenennot predigte. „Es ist unser Trost, daß alles Menschengeschehen einmal einmündet in die ewige Gerechtigkeit Gottes, die nichts anderes ist als seine Liebe“, schrieb er 1946.²⁵⁾

Dieser Gerechtigkeit Gottes wollte er auch das Urteil über Recht und Gerechtigkeit der „humanen Evakuierung“ aus der alten Heimat überlassen: „Es hat schon manchmal humane Einrichtungen gegeben, die Hinrichtungen blieben. So bleibt die humanste Ausweisung eine Ausweisung, und die ist immer etwas furchtbar Hartes.“

Pater Reimann hatte klare Aussagen über die „selbstverständliche Pflicht der austeilenden Gerechtigkeit“ und setzte sich daher für einen gerechten Lastenausgleich ein. Er sprach immer wieder von der „Sünde der Ungerechtigkeit“, wenn sich Einheimische weigerten, den Vertriebenen zu helfen und „sich durch alle möglichen Tricks ihrer Pflicht entziehen“ wollten. „Spätere Zeiten werden einmal die deutsche Volksgemeinschaft unserer Tage danach beurteilen, wie sie diese Probe der Liebe bestanden hat.“

Bereits am 9. April 1946 hatten die drei fränkischen Bischöfe mit ihren bayrischen Mitbrüdern ein „Gemeinsames Wort der bayrischen Bischöfe“ verfaßt, welches das „wahrhaft grauenvolle und unmenschliche Elend der Flüchtlinge“ behandelt und dieses Leid „das Furchtbarste“ nannte, „was die Nachkriegszeit mit sich gebracht hat.“ Es heißt darin:

„Ein Riesenstrom von ärmsten Menschen ergießt sich aus dem Osten unseres Vaterlands. Sie alle sind verstoßen aus Heim und Heimat, mußten verlassen den teuren Boden, den schon ihre Vorfahren durch Generationen und Jahrhunderte hindurch bebaut haben und mit dem sie mit allen Fesseln ihrer Seele verwachsen sind. Sie müssen die Heimat verlassen als Bettler, kaum notdürftig gekleidet; Tausende wurden bereits ein Opfer der unmenschlichen Formen und Methoden, in denen die Vertreibung vor sich geht. Kinder und Greise werden in den sicheren Tod getrieben, weil sie die furchtbaren Entbehrungen dieser neuesten und schrecklichsten Völkerwanderung nicht aushalten können. Das um ein Fünftel seines Umfangs verkleinerte Deutschland kann die vielen Millionen der Wanderer nicht unterbringen, noch weniger auf die Dauer ernähren und beschäftigen. Sollen sie wirklich zum Tode durch Hunger und Elend verurteilt sein? Wer kann ein sol-

ches Todesurteil verantworten? Man sagt: Das ist Strafe für die Greuel, die die Deutschen in anderen Ländern verübt haben. Niemand kann diese Greuel schärfer verurteilen und tiefer bedauern, als wir es tun. Aber was haben Säuglinge und kleine Kinder. Greise und Mütter und ein Riesenheer unschuldiger Menschen mit den Untaten der Mordgesellen Hitlers und Himmlers zu tun? Und wenn sie keine Schuld haben, so ist doch eine so entsetzlich harte und grausame Bestrafung nicht erlaubt. Diese Wahrheit und Mahnung sprach auch der Heilige Vater aus mit den Worten:

„Wer Sühne für Schuld verlangt durch gerecht Bestrafung der Verbrecher nach dem Maße der Verbrechen, muß peinlich darauf achten, daß er nicht das gleiche tue, was er den anderen als Schuld oder Verbrechen vorhält. Wer Wiedergutmachung will, muß sie fordern auf Grund der Sittenordnung, der Achtung vor den unerläßlichen Naturrechten, die auch jenen noch verbleiben, die sich dem Sieger bedingungslos ergeben haben. Wer Sicherheit für die Zukunft verlangt, darf nicht vergessen: Die einzige zuverlässige Sicherung liegt in der eigenen inneren Kraft, d. h. in der Sorge für die Arbeit, in der Bruderliebe, dem Verzicht auf jeglichen Haß, auf jegliche Verfolgung oder ungerechte Bedrückung ehrsammer Bürger, in der aufrichtigen Verständigung von Staat zu Staat, von Volk zu Volk.“^[26]

Die zitierten Worte hatte der Papst in seiner Weihnachtsansprache 1945 gesagt, als er sich klar gegen Kollektivschuld und Kollektivstrafe wandte.

Für alle Diözesen wurden seit 1946 Diözesanvertriebenenseelsorger bestellt, die ihre vertriebenen Mitbrüder zu regelmäßigem Konveniat einluden und Vertriebenenwallfahrten organisierten. Diözesanvertriebenenseelsorger in Franken waren:

Im Erzbistum Bamberg Apostolischer Protonotar Prälat Franz Wagner aus der Diözese Leitmeritz, Geistlicher Rat Josef Krautwurst aus dem Erzbistum Breslau und der noch amtierende Geistliche Rat und Monsignore Pfarrer Adolf Schrenk, der aus dem sudetendeutschen Teil der Erzdiözese Breslau stammt.

Im Bistum Eichstätt versahen Kanonikus Georg Zischek (Bistum Leitmeritz) und Pfar-

rer Josef Worsch (Leitmeritz) diesen Dienst, im Bistum Würzburg Geistlicher Rat Dr. Anton Fritsch (Erzdiözese Prag) und Prälat Dr. Martin Gritz (Erzdiözese Breslau).

Die erste große Arbeitstagung für Flüchtlingsseelsorger fand vom 5. bis 7. August 1947 in Eichstätt statt. Leider ist bisher nur die Lebensarbeit von Kanonikus Zischek durch Martin Kastler gewürdigt und aufgearbeitet worden, was für die übrigen Genannten ein Desiderat ist. Das gilt auch von den Vertriebenenwallfahrten, die seit 1946 durchgeführt wurden. Sie boten nicht nur geistlichen Trost, insbesondere für die Katholiken in der ungewohnten Diasporasituation, sondern waren auch Kontaktbörse, um verschollene und bei der Ausweisung aus den Augen verlorene Angehörige und Freunde zu finden. Was es damals bedeutete, etwa vom Dekanat Auerbach ohne eigenes Auto nach Vierzehnheiligen zu kommen, ist heute unverständlich: Mit dem Bus nach Pegnitz, dort nach langem Warten mit dem Zug nach Bayreuth, Umsteigen nach Neuenmarkt-Wirsberg, erneut Umsteigen nach Lichtenfels und von dort zu Fuß zur Basilika. Die großen Wallfahrten wie jene nach Vierzehnheiligen hatten Zulauf von Zehntausenden, so daß bald auch Sonderzüge eingesetzt wurden. Über die Bedeutung der Vertriebenen-Wallfahrten sagte auf dem Katholikentag 1948 in Mainz P. Paulus Sladek:

„Wer einmal eine große Flüchtlingswallfahrt miterlebt hat – wie da die Herzen aufgehen! Mit welchem Vertrauen sich die verhärmten Menschen von ihrem Heimatpriester auch eine harte Wahrheit sagen lassen! Es sollte alles getan werden, daß im Sinne der außerordentlichen Seelsorge in allen Landschaften ein geeigneter Priester zwei- bis dreimal im Jahr zu seinen Landsleuten redet. Er kann sie nicht nur leichter trösten als der einheimische Priester, sondern vermag auch eher den Weg zur Meisterung des schweren Schicksals als einzelne und als Volksgruppe zu weisen. Niemand möge befürchten, daß durch solche außerordentlichen Gottesdienste eine „Flüchtlingskirche“ entsteht oder daß diese dann schwerer in ihre neue Gemeinde einwachsen. Im Gegenteil. Auch wenn bei einer solchen Flüchtlingswallfahrt der Schmerz um die verlorene Heimat neu

aufbricht – es ist ein seelischer Gesundungsprozess, der sich hier vollzieht und die innere Erstarrung der Menschen löst, so daß sie wieder zu sich selbst kommen und freier werden.“²⁷⁾

Viele Versuche, Wallfahrten auch dezentralisiert durchzuführen, hatten keinen Erfolg. In seinem Buch „Wallfahrt und Heimatverlust“ nennt Georg Schroubek²⁸⁾ folgende Orte, in denen es z. T. nur kurzzeitig Vertriebenen-wallfahrten gab:

In Oberfranken:

Bamberg, Gößweinstein, Münchberg, Neuengrün, Pottenstein, Vierzehnheiligen.

In Mittelfranken:

Eichstätt, Abenberg, Dinkelsbühl, Hersbruck, Hilpoltstein, Raitenbuch, Schillingsfürst, Schwabach, Schwarzenberg, Sondernohe, Virnberg.

In Unterfranken:

Würzburg (Käppele), Altstadt, Dettelbach, Eckartshausen, Engelberg, Findelberg b. Saal, Kälberau, Kreuzberg/Rh., Limbach, Mainstockheim, Mariabuchen, Maria Sondheim, Maria Steintal, Mellrichstadt, Münster-schwarzach, Rengersbrunn, Schönau/Saale, Zeil/M.

Interessant sind die Motive für einzelne Orte. In Pottenstein wollten die Ungarndeutschen an die Tradition ihrer Patronin, der hl. Elisabeth anknüpfen, in Gößweinstein sollte die Erinnerung an Balthasar Neumann, der aus Eger stammt, die Sudetendeutschen motivieren. In Virnberg war die Verbindung des Ortes mit dem Deutschen Orden, der ja im Sudetenland in Freudenthal seinen Hochmeister hatte, ein Ausgangspunkt. Es gab damals auch Widerstand der einheimischen Geistlichkeit gegen solche Wallfahrten. So schreibt Schroubek über Gößweinstein:

„Der Versuch, zu dieser sehr bedeutenden Dreifaltigkeitskirche, einem Werk des Egerländers Balthasar Neumann, Heimatvertriebenen-Wallfahrten zu veranstalten, scheiterte an der eindeutigen Ablehnung des damaligen dortigen Wallfahrtsdirektors. Auf ein entsprechendes Ansuchen heimatvertriebener Geistlicher antwortete er, eine Flüchtlingswallfahrt könne immerhin abgehalten werden,

doch käme weder ein eigener Gottesdienst noch eine Nachmittagsandacht in Frage. „Im übrigen wird empfohlen, die Wallfahrt anderswo abzuhalten.“

Sehr viel später unternahm dann allerdings doch die Eichendorffgilde Regensburg eine Wallfahrt nach Gößweinstein.“²⁹⁾

Wie heute manche Traditionen völlig verschüttet und vergessen sind, zeigt das Beispiel Schwabach, von dem Schroubek schreibt:

*„Eine ehemalige Rumpelkammer der katholischen Pfarrkirche St. Sebald ist hier 1948 in eine „Kapelle der Heiligen der alten Heimat“ umgewandelt worden. Die Stirnseite schmückt, als Hauptfigur, eine hl. Elisabeth; an der linken Seitenwand sind kleinere Figuren der hl. Hedwig, Patronin von Schlesien, und des hl. Antonius von Padua, eines der Lieblingsheiligen der Sudetendeutschen – die diese Figur auch stifteten – angebracht. Die Egerländer Gmoi stiftete einen Johann von Nepomuk für die rechte Seitenwand, die Ungarndeutschen einen hl. Stephan, dessen Fest alljährlich von den Südostdeutschen mit einem eigenen Gottesdienst begangen wird. Ebenso feiern auch die Sudetendeutschen jedes Jahr einen besonderen Festgottesdienst. Schon 1953 wird berichtet, daß mehrfach Heimatvertriebenen-Wallfahrten nach Schwabach stattgefunden hätten. Außerdem wurde die Kapelle viel von Einzelpilgern aufgesucht, so auch heute noch.“*³⁰⁾

Dies schrieb Schroubek 1968. Als ich mich im Jahre 2002 bei der für Eichstätt zuständigen Diözesanstelle der Ackermannsgemeinde in Nürnberg nach dieser Wallfahrt erkundigte, wußte man ebenso wenig von ihr wie in der Diözesanleitung der Ackermannsgemeinde Eichstätt. Die Kapelle in der Schwabacher Kirche existiert aber weiterhin.

Dort, wo größere Gruppen Vertriebener wohnten und wohin ein Priester geschickt wurde, entstanden bald Seelsorgestellen, die im Laufe der Jahre oft zu Pfarreien erhoben wurden. Die vertriebenen Priester durften ihre Titel aus der Heimat behalten; am neuen Wirkungsort waren sie aber „nur“ Flüchtlingsseelsorger oder Heimatlosenseelsorger. Da von den Siegern das Wort Heimatvertriebene nicht erlaubt wurde, sprach man auch in

der Hierarchie nur von „Flüchtlingen“. So tragen die ersten Gebetbücher, die man seit 1946 für die neuen Gläubigen druckte, Titel wie

„*Gebete für Heimatlose*“³¹⁾

„*Friede sei mit euch. Gebete und Lieder für unsere Brüder aus dem Osten*“³²⁾

„*Heilige Heimat. Gebetbuch für unsere Brüder aus dem Osten*“³³⁾

„*Singet dem Herrn ein neues Lied! Lieder und Gebete für die Heimatsuchenden*“³⁴⁾

„*Gebet- und Gesangbuch für unsere heimatlosen Gläubigen*“³⁵⁾

In Franken ist 1948 von der katholischen Flüchtlingsseelsorgestelle Sugenheim im Kreis Scheinfeld ein solches Büchlein erschienen: „*Singende Heimat. Eine Auswahl sudetendeutscher Kirchengesänge für das ganze Kirchenjahr*“³⁶⁾

Erst spät wird auch das Wort Heimatvertriebene benutzt und entstehen Wallfahrtsbüchlein wie „*Heimatvertriebene pilgern zur Mutter*“³⁷⁾

Gemeindegründungen

Sehr viele neue Pfarrgemeinden in Franken seit Ende des Zweiten Weltkrieges gehen auf Zustrom der Vertriebenen zurück. Im Kreis Münchberg gab es vor dem Krieg im ganzen Landkreis 250 Katholiken, 1946 waren es 8.000. Im Dekanat Hof waren noch 1960 von 21 katholischen Priestern 11 Heimatvertriebene.

Als die größte Not gelindert war und an eine Rückkehr in die alte Heimat nicht mehr gedacht werden konnte, ging man auch an den Bau von Kirchen. So wie die Gläubigen anfangen, Eigenheime zu bauen, als die Hoffnung auf Rückkehr geschwunden war, baute auch die neue Pfarrfamilie ihr Haus. Über Schwierigkeiten beim Erwerb des Bauplatzes und den Leidensweg der Finanzierung, über Kirchbauvereine, Bittbriefe, Eigenleistungen und Opfergeist der Gläubigen ist für viele Gemeinden zu berichten. Ein Kirchbau in einer neuen Diasporapfarrei war mit keinem Kirchbau einer alten Stammpfarrei zu vergleichen, denn es gab keine alteingesessene

nen finanzkräftigen Unternehmer, Geschäftsleute oder auch Landwirte. Die Heimatvertriebenen konnten nur kleinste Spenden, aber viel Eigenhilfe aufbringen.

Aufgrund der Diasporasituation war es nicht möglich, in jedem Ort eine Kirche zu bauen. Um diesen Menschen zu helfen, kam die Kirche manchmal buchstäblich ins Dorf. Dies geschah durch die Kapellenwagenmission der Ostpriesterhilfe. Der Gründer der Ostpriesterhilfe war der 1913 geborene und 2003 verstorbene Holländer P. Werenfried von Straaten, der im belgischen Kloster Tongerlo 1947 mit der Hilfe für die notleidenden deutschen Vertriebenen begann. Da er flämische Bauern dazu brachte, für die notleidenden Deutschen ein eigenes Schwein aufzuziehen und ihm zu überlassen, bekam er den Namen „Speckpater“. Auch nach Franken gingen seine Hilfsleistungen: Lebensmittel und Kleider, Süßigkeiten für Kinder, kleine Geschenke für Erstkommunionkinder, liturgische Geräte für die „Rucksackpriester“, die später Fahrräder, ein Motorrad oder nach 1950 gar ein Auto erhielten. Hören wir ihn selbst über die Kapellenwagen:

Er predigte damals nicht nur in Belgien und in den Niederlanden, sondern „*auch in Deutschland. Nicht um zu betteln, sondern um zu ermutigen und zu trösten. Meist in zerfallenen evangelischen Kirchen, suchend nach dem richtigen Wort, tastend nach der Seele und dem Herz dieser Unglücklichen. Es war die Botschaft der Liebe von jenseits der Grenze. Oft kamen die Vertriebenen zwanzig Kilometer weit zu Fuß. Stundenlang warteten sie geduldig, träge ihre vielen Rosenkränze betend, bis ich da war, mit einem Fünkchen Licht in der Nacht ihres Glaubens. Während meiner tapsigen Ansprache weinten sie vor Ergriffenheit. Auch der Pfarrer hatte Tränen in den Augen. Da wusste ich auf einmal, daß ausländische Priester als Botschafter der Weltkirche hier eine große Aufgabe erfüllen konnten. Und in fünfunddreißig holländischen Zeitungen schrieb ich über die Seelsorgsnot in der deutschen Diaspora:*

„*Wirtshaussäle sind auch nicht gerade würdige Orte. Die Baracken und Scheunen sind baufällig, aber Gott erachtet es nicht unter Seiner Würde, mit den Geringsten der Seinen*

dieses Hundeleben zu teilen. Er besucht Seine Herde im dürftigen Gewand der Rucksackpriester und unter der Gestalt der hl. Eucharistie. Aber Er will diese Herde auch besuchen in Helfern und Samaritern, die Seine Gestalt sichtbar machen für die Ärmsten der Armen und Seine Barmherzigkeit auch dem letzten Deutschen erweisen. Und hier beginnt unsere Aufgabe. Wir sind es, die wohlthuend durch dieses grausame Elend ziehen müssen. Mit Kolonnen der Hilfe müssen wir ostwärts gehen. Lastwagen müssen wir mit Priestern bemannen und zum Brechen voll mit Liebesgaben beladen. Auf diese Weise uns den umstreifenden Rucksackpriestern in der deutschen Diaspora zur Verfügung stellen. Mit ihnen durch ihre unermeßlich weiten Bezirke von Dorf zu Dorf fahren. Die hl. Messe zelebrieren, predigen – ein ermutigender Brudergruß von jenseits der Grenze – und mit vollen Händen verteilen, was die Liebe des christlichen Westens uns mitgab. Um Christus sichtbar erstehen zu lassen in dieser schwarzen Not. Um das mütterliche Mitleid der Weltkirche spürbar zu machen für jene, die schon fünf Jahre und länger in der Nacht der Verzweiflung versunken liegen ...'

*Dieser Zeitungsartikel, erschienen 1949, enthielt die Grundgedanken unserer Kapellenwagenmission. Fünf Monate später donnerten die ersten holländischen Kapellenwagen, die von Kardinal de Jong von Utrecht geweiht worden waren, durch die deutschen Länder. Die holländische Eisenbahngesellschaft lieferte insgesamt zwanzig Crossley-Sattelschlepper. Das Bistum Gent brachte die Mittel für fünfzehn Opel-Blitz-Kapellenwagen auf. Hunderte von Priestern aus sieben verschiedenen Völkern und vielerlei Ordensgemeinschaften sind seitdem Jahr um Jahr mit diesen fahrenden Kirchen unterwegs gewesen, ermutigend, predigend, taufend, Sünden lossprechend und neben dem Brot der Eucharistie auch eine fühlbare Liebesgabe austeilend an die vier Millionen verlassener Glaubensbrüder in kirchenlosen Gebieten, die durch diese Aktion erreicht wurden.*³⁸⁾

Solche Kapellenwagen fuhren auch in der fränkischen Diaspora. Die ersten Sattelschlepper wurden später durch wendigere Busse ersetzt, die bis 1969 eingesetzt wurden.

Vor 50 Jahren, im Sommer 1953 waren 15 solcher Kapellenwagen in 12 westdeutschen Diözesen unterwegs. 136 Missionare waren dabei im Einsatz, davon 64 aus Deutschland, die übrigen kamen aus dem Ausland. Die einzelnen Kapellenwagen waren meist von belgischen Diözesen gestiftet und wurden von diesen unterhalten. Sie trugen Namen von Heiligen wie Madonna-Wagen, St. Bonifatius-Wagen, Cyrene-Wagen usw. Sie betreuten Zehntausende von Menschen, wie die Statistik für 1953 beweist. Aus den Berichten der Kapellenmissionare erfahren wir, wie selbst in Minigemeinden die wenigen Katholiken aus 15 bis 20 verschiedenen Diözesen des Ostens kamen. Das erschwerte das gemeinsame Beten und Singen. Die Statistiken teilen uns mit, dass damals noch viel gebeichtet wurde und daß große Opfer gebracht wurden, um die Sakramente zu empfangen. Erschreckend groß war die Zahl der ungültigen Ehen. In Hunderten von Predigten und Gesprächen mit den Priestern wurde versucht, diese Ehen zu sanieren. Der Berichterstatter jenes Jahres 1953 in „Christ unterwegs“ war Pater Josef Barton, ein Priester der Olmützer Erzdiozese, der mit den Missionaren im Herbst die Ergebnisse besprach, ihre Wünsche und Verbesserungsvorschläge prüfte und an notwendige Nachmissionen dachte.

Zwei wichtige Tatsachen kann man für diese Fahrten und Missionen der Kapellenwagen festhalten:

1. Durch die Kapellenwagen haben Hunderte von Orten in der Diaspora eine Volksmission erhalten, die sonst unmöglich gewesen wäre.
2. Die Kapellenwagen haben wesentlich dazu beigetragen, daß die katholische Kirche in den entlegensten Teilen der deutschen Diaspora sehr repräsentativ in Erscheinung trat.

Wer die Situation der Diaspora kennt, weiß, wie wichtig das war. Die Jahrhunderte nach der Reformation hatten Vorurteile gegen alles Katholische aufkommen lassen, die das Leben der Katholiken in der Zerstreung überaus erschwerten. Die Missionare haben sehr oft erfahren, wie Andersgläubige staunten, daß um der kleinen Schar wegen so viel Geld

und Mühe aufgewandt wurde. Durch die Kapellenwagen wurde die Messe oft zum erstenmal nach der Reformation wieder gefeiert und stieg katholisches Singen und Beten wieder zum Himmel empor.

Eine Zahl des Jahres 1953 aus der fränkischen Diaspora mag für sich sprechen: Im Erzbistum Bamberg erreichte der Madonna-Wagen 8.590 Menschen, von denen 4.771 in dieser Zeit beichteten und für die 530 Predigten gehalten wurden. In 422 Fällen mußten die Missionare sich mit ungültigen Ehen befassen. Die Zahl der physisch Verhinderten war sehr groß. Nicht alle Gläubigen konnten zum Gottesdienst kommen. Schloß die Mission während der Woche, dann war es für die Männer sehr schwer, die Sakramente zu empfangen. Sie hatten weite Fahrten zur Arbeitsstätte und kamen abends mit den letzten Zügen zu Hause an. Häufig blieben sie auch die Woche oder den Monat über fort.

Sehr erwähnenswert ist aber, daß von den Gläubigen oft große Opfer gebracht wurden, um die Teilnahme an der Kapellenwagenmission, an Gottesdiensten und Vorträgen zu ermöglichen. Aber die damalige Ungeborgenheit des Lebens vieler war oft ein schwer zu überwindendes Hindernis.³⁹⁾

Ausblick

Im Rahmen dieses Seminars kann die ganze Spannweite des Themas nur angerissen werden. Ich komme auf meine Einleitungsbemerkungen zurück und verweise auf die Studie von Christian Holzzapfel „Durch den gemeinsamen Glauben eine neue Heimat finden“, wo die Vertriebenen-seelsorge als „ein Desiderat der zeitgeschichtlichen Forschung“ bezeichnet wird und es heißt:

„Der Forschungsstand ist disparat. Im Bereich der Sozialwissenschaften, der Sozial- und Regionalgeschichte ist seit Mitte der achtziger Jahre ein zunehmendes Interesse an der Vertriebenenthematik festzustellen. Dagegen gibt es im Bereich der (katholischen) kirchlichen Zeitgeschichte bisher nur wenige Veröffentlichungen zum Thema. Demgegenüber ist die Geschichte des Katholizismus in der Bundesrepublik Deutschland bis etwa in

die Mitte der sechziger Jahre sehr gut erforscht.“⁴⁰⁾

Das gilt auch für Franken. Hier haben wir noch viel zu tun. Wie nach einem halben Jahrhundert durch das Wegsterben der Erlebnisgeneration und das Nichtvorhandensein geordneter Quellen auch Fakten und Tatsachen nicht mehr richtig bestimmt und eingeordnet werden, möchte ich zum Abschluß durch ein konkretes Beispiel veranschaulichen.

Es gab bei der Vertreibung auch Lagerlieder. Ja, man sang auch im Elend des Lagers, und zwar neue Texte zu alten Volksliedern und beliebten Schlagern. Alfred Karasek und Hans Diplich haben früh solche Texte gesammelt,⁴¹⁾ Gottfried Habenicht hat 1996 in seinem Buch „Leid im Lied“ Hunderte solcher Lagerlieder gesammelt, kommentiert und herausgegeben.⁴²⁾ Sie wurden auch in Franken gesungen. Ich habe sie als Kind im Lager in Bayreuth und Creußen gehört, auch das „Lagerlied von Wiesau“, denn dort war für die meisten Sudetendeutschen die erste Station auf reichsdeutschem Boden.⁴³⁾ Auch Kirchenlieder erhielten damals neue Texte und Erweiterungen, die sich auf das Vertriebenen-schicksal bezogen. So sang man das bekannte Marienlied „Geleite durch die Welle“, das von J. Görres stammt, mit der veränderten Strophe:

*„O gnadenvolle Mutter,
Führ uns an deiner Hand!
Im Flüchtlingsstrom wir wandern
Ins unbekannte Land.
Und die voll Hunger darben
Und in den Lagern starben
Maria, Maria, o Maria, hilf!“⁴⁴⁾*

Unter Nr. 142 führt Habenicht unter dem Titel „Königin der Heimatlosen“ ein Lied an „Von Krieg und Not geschlagen“. Er schreibt es Donauschwaben aus der ungarischen Batschka zu, weil es Jakob Pfeil im „Donauschwaben“ 1983 veröffentlichte und dazu schrieb:

„Diese wehmütigen Lieder geben ein authentisches Bild über die tragischen Schicksalsjahre. In dieser schweren Zeit suchte man Trost bei dem Allmächtigen und der Gottesmutter. Und so mancher schrieb einen neuen Text zu einem Kirchenlied wie:

*Von Krieg und Not geschlagen,
Hilf uns das Elend ertragen.
Laß uns von Schmach und Sünden
Zu Gottes Nähe finden.
Maria, schreite du voraus,
Führ uns zurück ins Vaterhaus,
O, Maria.*

*Noch bluten viele Wunden,
Hilf Leib und Seele gesunden.
In aller Welt vertrieben,
Laß finden unsere Lieben.
Maria, schreite ...*

*Das Land, wo wir geboren,
In Dir bleibt unverloren.
Laß trotz Sünd und Wehen
Die Heimat neu erstehen!
Maria, schreite ...*

Es heißt dann bei Habenicht: „Keine Melodienangabe“.⁴⁵⁾

An diesem Lied ersieht man, wie viele Erinnerungslücken heute bereits bestehen, denn dieses Lied hatte die 1945 eingerichtete Kirchliche Hilfsstelle in München auf Anregung von Pater Paulus Sladek von Franz Lorenz schreiben lassen. Der bekannte sudetendeutsche Musikwissenschaftler Walter Hensel komponierte eine Melodie dazu. Obwohl das Lied auf eigenen Liedzetteln in über Hunderttausend Exemplaren bei Vertriebenenwallfahrten verbreitet und propagiert wurde, konnte es sich nicht durchsetzen.⁴⁶⁾ Man sang lieber die alten Marienlieder der Heimat oder die Schubertmesse: „Wohin soll ich mich wenden“, die noch heute bei der feierlichen Pontifikalmesse an jedem Sudetendeutschen Tag erklingt.

Anmerkungen

- ¹⁾ Friedrich Prinz, Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Bayern. Versuch einer Bilanz nach 55 Jahren (= Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur 14). München 2000.
- ²⁾ Michael Hirschfeld – Markus Trautmann, Gelebter Glaube – Hoffen auf Heimat. Münster 2000.
- ³⁾ Michael Hirschfeld, Katholisches Milieu und Vertriebene. Eine Fallstudie am Beispiel des

Oldenburger Landes (= Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands 33).

Köln-Weimar-Wien 2002.

- ⁴⁾ z. B. Christoph Holzapfel, Katholisches Bekenntnis als Mittel zur Integration. Der Beitrag der Bischöfe von Freiburg, Hildesheim und Rottenburg zur Integration der Heimatvertriebenen. In: Durch den gemeinsamen Glauben eine neue Heimat finden (= Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte 13) Münster 2002, S. 11–113.
- ⁵⁾ Martin Kastler, Probleme der Integration Heimatvertriebener im Bistum Eichstätt. Kanonikus Georg Zischek als Vertriebenenseelsorger. Ungedruckte Magisterarbeit, Erlangen 1999.
- ⁶⁾ Anton Rawitzky, Vertriebenenpriester als Lokalkapläne. Deren Anteil an der Diasporaseelsorge für die Heimatvertriebenen im Bistum Mainz 1947–1987. In: Sie kamen aus großer Bedrängnis. Königstein 1990, S. 87–136.
- ⁷⁾ Johannes Barth, Die Organisation der Pastoral nach 1945. Das Beispiel Württemberg. Ebd., S. 53–86.
- ⁸⁾ „Gotteslob“. Katholisches Gebet- und Gesangbuch für das Erzbistum Bamberg. Bamberg 2001, S. 808.
- ⁹⁾ Erzbischöfl. Ordinariat Bamberg (Hg.), Neue Kirchen in der Erzdiözese Bamberg 1948–1968. München 1970.
- ¹⁰⁾ Eugen Lemberg – Friedrich Edding (Hg.), Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluß auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben. 3 Bände. Kiel 1959.
- ¹¹⁾ So Bohmann in den vier Bänden „Menschen und Grenzen“, in denen er die Herkunftsgebiete der Vertriebenen, aber auch ihre Aufnahme in Westdeutschland behandelt. Köln 1969–1975. G. Reichling, die Vertriebenen in Zahlen. 2 Bände. Bonn 1986 und 1989.
- ¹²⁾ In allen alkatholischen Gemeinden Frankens gibt es noch heute sudetendeutsche Gläubige. 2003 fand auf dem Sudetendeutschen Tag in Augsburg wieder ein alkatholischer Gottesdienst statt.
- ¹³⁾ Der Bericht liegt im Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden Abt. 502 Nr. 1640. Hier zitiert nach: Bernhard Parisius, Vom Neubürger zum Mitbürger. Probleme bei der Aufnahme der Vertriebenen in Wiesbaden und Hessen. In: Nassauische Annalen 101(1990), S. 200.

- ¹⁴⁾ Diese Zahlen alle nach W. Menges, Wandel und Auflösung von Konfessionszonen. In: Die Vertriebenen in Westdeutschland III.
- ¹⁵⁾ Das erste Verzeichnis der heimatvertriebenen Priester aus dem Osten erschien mit dem Stand 1. November 1947 in Königstein. Das zweite 1949. Weitere Ausgaben folgten 1951, 1954, 1960 und 1969. Die 7. Ausgabe trug 1978 den Titel „7. Königsteiner Schematismus“, ebenso 1988 das vorläufig letzte Verzeichnis: „8. Königeiner Schematismus“. Ein eigener Sudetendeutscher Schematismus „Der sudetendeutsche Klerus in der Vertreibung“ mit Kurzbiographien aller Priester wurde 1963 in Königstein vom Sudetendeutschen Priesterwerk herausgegeben.
- ¹⁶⁾ Rawitzer, S. 92ff.
- ¹⁷⁾ Originalberichte wie auch die folgenden Zitate im Archiv des Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien.
- ¹⁸⁾ Aus dem „2. Brief an die Pfarrkinder vom kath. Seelsorgeamt Sparneck, Hotzenplotz Kr. Münchberg.“ Nachdruck unter dem Titel „Pfarrbriefe für das Dekanat Hotzenplotz und Umgebung, Band I (1946–1970). Bonn 2003.
- ¹⁹⁾ Ebd., 3. Brief.
- ²⁰⁾ Rudolf Hemmerle, Heimat im Buch. Heimatbücher, Heimatbriefe und Jahrbücher 1945–1970. München o. J. 2. überarbeitete Auflage 1996.
- ²¹⁾ Rawitzer, Ebd.
- ²²⁾ Dazu: Kirche und Heimat. Die Katholische Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge in Deutschland. (=Arbeitshilfe der Deutschen Bischofskonferenz 146) Bonn 1999.
- ²³⁾ Franz Lorenz (Hg.), Schicksal Vertreibung, Aufbruch aus dem Glauben. Dokumente und Selbstzeugnisse vom religiösen, geistigen und kulturellen Ringen. Köln 1980.
- ²⁴⁾ Paulus Sladek, Not ist Anruf Gottes. Aus Veröffentlichungen, Rundschreiben, Predigten und Briefen. Dokumente zur Geschichte der Vertriebenen-seelsorge. Festgabe zum 60-jährigen Priesterjubiläum herausgegeben von Rudolf Ohlbaum, München-Königstein 1991.
- ²⁵⁾ P. Austin Reimann (1899–1970), Eines Volksmissionars Weg und Wirken. (Schriftenreihe des Sudetendeutschen Priesterwerks 17). Königstein 1971.
- ²⁶⁾ Zitiert nach Rudolf Grulich, Ethnische Säuberungen und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert. München 4. Auflage 2002, S. 80f.
- ²⁷⁾ Zitiert nach Lorenz, S. 58.
- ²⁸⁾ Georg R. Schroubek, Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Marburg 1968.
- ²⁹⁾ Schroubek, S. 80.
- ³⁰⁾ Schroubek, S. 180
- ³¹⁾ Hg. von Dr. Eduard Sattler, Regensburg, 36 Seiten. Mit „einigen Lebensregeln für Heimatlose“.
- ³²⁾ Zusammengestellt von P. Werner Bulst S. J. Hg. vom Caritasverband der Erzdiözese München-Freising 1946, 96 Seiten.
- ³³⁾ Hg. von Alfons Maria Härtel. Stuttgart-Ellwangen 1946, 104 Seiten.
- ³⁴⁾ Hg. vom kath., Stadtpfarramt Leonberg/Württ. und mit einem Vorwort von A. M. Härtel, Seelsorgebeauftragter für heimatlose Deutsche in der Diözese Rottenburg, 1946, 80 Seiten.
- ³⁵⁾ Zusammengestellt von Stefan Rohrer, Heimatlosenseelsorger. Rottenburg 1947, 128 Seiten.
- ³⁶⁾ Die erste Auflage umfaßte nur 27 Seiten. Die zweite von 1950 hatte 107 Seiten und enthielt den Namen des Seelsorgers Fr. Pretzl mit dem Hinweis „unter Mitarbeit von Flüchtlingsgeistlichen des Bistums Eichstätt“, Königstein 1952.
- ³⁸⁾ Werenfried von Straaten, Sie nennen mich Speckpater. Überarbeite Neuauflage 1988, S. 62f.
- ³⁹⁾ Die folgenden Angaben nach einem Ms. Im Königsteiner Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien.
- ⁴⁰⁾ Holzappel, S. 15.
- ⁴¹⁾ Z. B. Hans Diplich, Leid und Lied. Südostdeutsche singen in den Lagern des Elends und Todes. In: Christ unterwegs, 2 (1948), Heft 8, S. 9–13; Alfred Karasek, Lieder der Heimatlosigkeit. In: Christ unterwegs 4 (1950), Heft 7, S. 8–12; Beispiele für neue Gebete und Kirchenlieder bringt auch Schroubek, S. 287–315.
- ⁴²⁾ Gottfried Habenicht, Leid im Lied. Südost- und ostdeutsche Lagerlieder und Lieder von Flucht, Vertreibung und Verschleppung. Freiburg 1996.
- ⁴³⁾ Habenicht, S. 256.
- ⁴⁴⁾ Habenicht, S. 278.
- ⁴⁵⁾ Habenicht, S. 277.
- ⁴⁶⁾ Text und Melodie mit Autorennennung F. L., Weise von Walther Hensel in: Schicksal Vertreibung, S. 55. Originaltexte im Archiv des Institutes für Kirchengeschichte von Böhmen – Mähren – Schlesien in Königstein.

Heimatvertriebene in der Volksmusik in Franken

Leicht abgeänderte Fassung des mündlichen Vortrags.

Ganz persönliche, familiäre Bande verbinden mich mit dem Schicksal der Heimatvertriebenen. Meine Zeitzeugen sind noch immer meine Großeltern mütterlicherseits, die aus dem Egerland, aus der Gegend von Plan bei Marienbad stammen und 1946 durch Flucht und Vertreibung in den Raum Ansbach-Rothenburg gekommen sind. Sie haben sehr bald in Dombühl eine neue Heimat gefunden, eine Doppelhaushälfte gebaut und waren lange Jahre im örtlichen Gesangsverein aktiv (meine Großmutter singt bis heute mit, sie war im Juli 83 Jahre).

Um sich nicht in Begriffsdefinitionen zu erschöpfen, steht in diesem Beitrag der Begriff „Heimatvertriebene“ für alle Menschen, die mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges ihre Heimat verloren haben. So wie meine Großeltern haben sich viele Heimatvertriebene in den Städten, Gemeinden und Dörfern, die ihnen zur neuen Heimat geworden sind, den örtlichen Sport-, Kleintierzüchter-, Schützen-, Gesang-, Musik- und Heimatvereinen angeschlossen. Wie allerdings Paul Erker in seiner 1988 erschienenen Untersuchung „Vom Flüchtling zum Neubürger“ feststellte, fand die Integration in diesem lokalen kulturellen Bereich in einem vielfach widersprüchlichen Prozess statt:

„Zunächst schotteten sich die Flüchtlinge im Dorf auch kulturell ab. [...] Das Abschotten von der oft feindlichen Umwelt war um so leichter, als viele Flüchtlinge geschlossen umgesiedelt worden waren und daher anfangs auch in der neuen Heimat mit Landsleuten aus der Heimatgemeinde zusammenwohnten. [...] Der gesellige Verkehr zwischen Einheimischen und Flüchtlingen wies [...] noch 1950 deutliche Spuren der gegenseitigen Abschottung auf. Nur die Hälfte der Vertriebenen pflegte nach der Umfrage des Bayerischen Statistischen Landesamtes auch Umgang mit Einheimischen, einem geselligen Verein der Ortsansässigen gehörten gar nur

7,3 Prozent der Befragten an. Erst nach und nach machten sich Verknüpfungen im kulturellen Bereich bemerkbar. Auf Initiative von Flüchtlingen entstand in so mancher Gemeinde ein Gesangsverein, der das Zusammengehörigkeitsgefühl von Alt- und Neubürgern förderte [...]“ (Erker, 1988, S. 41–42)

Die Beteiligung der Heimatvertriebenen am örtlichen gesellschaftlichen Leben ist ein wichtiger Faktor bei der Integration, der leider in den vielen Untersuchungen zu diesem Thema – wohl mangels entsprechender Erhebungen – zu kurz kommt.

„Auf viele Bereiche der sozialen Verflechtungen, die in einem zwar eng umrissenen Feld wie einem Landkreis sich ergeben, aber in umgekehrter Proportionalität den Bereich des alltäglichen Lebens ausmachen, konnte nicht, oder nur skizzenhaft eingegangen werden. Unterbleiben musste eine eingehende Untersuchung der Integration von Flüchtlingen in das örtliche, für das flache Land außerordentlich wichtige, Vereinsleben.“ So deutlich wie in der Zulassungsarbeit Wolfgang Grubwinklers (Grubwinkler, 1986, S. 146) wird dieses Manko selten angesprochen. Häufig wird dagegen die kulturelle Integration der Heimatvertriebenen mit der Entstehung und Konsolidierung landsmannschaftlicher Heimat- und Volkstumspflegegruppen gleichgesetzt. Ob die zweifelsohne wichtige und richtige Heimat- und Brauchtumpflege in den Landsmannschaften tatsächlich zur kulturellen Integration der Heimatvertriebenen beigetragen hat, sei zunächst dahingestellt.

1991 widmete der Bayerische Landesverein für Heimatpflege sein 11. Seminar für Volksmusikforschung und -pflege der Volksmusik der deutschen Vertriebenen und Ausiedler und ihrem Einfluß auf Bayern. Die Vorträge und Ergebnisse des Seminars liegen in einem Tagungsband vor. Mein Vortrag beschäftigt sich mit dem Teilbereich der Inte-